

»Mit Geschmack und wenig Geld«. Heimwerken als Aneignungspraxis des Einfamilien- hauses von den 1950er bis in die 1980er Jahre

Jonathan Voges

Der Verleger und Schriftsteller Ernst Heimeran wollte den Haushalt in den 1950er Jahren als »schöne Kunst« verstanden wissen; zentrales Kunstwerk dabei war nichts weniger als das Haus selbst, eine »Hauswerkstatt« war deshalb unbedingt zu berücksichtigen bei den Wohnobjekten, die für die Familie infrage kamen (Heimeran 1959: 30). Im Laufe des »geistvoll-heiteren Buches« (Heimeran 1959: 4) kann der Leser auf gut 100 Seiten nachvollziehen, wie aus einem abgewohnten Vorstadthaus mit Wasserschäden, feuchten Wänden und vielerlei anderen bautechnischen Mängeln ein wohnliches Heim wird – nicht etwa, weil es bei Bezug perfekt aussehen würde, sondern gerade deshalb, weil die Spuren der investierten eigenen »Schweinearbeit« kenntlich blieben (Heimeran 1959: 54).¹

Was Heimeran in diesem humoristischen Büchlein beschreibt, war nicht nur Gegenstand mehr oder weniger wohlwollenden Spotts, sondern auch Inhalt alltäglicher (oder in vielen Fällen zumindest allwöchentlicher) Praktiken der bundesrepublikanischen Bevölkerung spätestens seit Ende der 1950er Jahre: das Heimwerken.² Heimwerken war dabei

1 In der Typologie von Heimwerkern von Ronald Hitzler und Anne Honer würde es sich also beim lyrischen Ich von Ernst Heimeran um einen »Heimwerker-Ideologen« handeln, der am liebsten alles selber macht. Er greift möglichst wenig auf vorgefertigte Angebote zurück und möchte, dass man dem Endprodukt ansieht, dass es selbst gemacht wurde (vgl. Hitzler/Honer 1988: 271). Heimeran selbst hatte, bevor er ein kunstgeschichtliches Studium absolvierte, eine Schlosserlehre gemacht – er war also handwerklich vorgebildet, was sicher auch erklärt, dass er sich vor dem eigentlichen Durchbruch der sogenannten »Do-it-yourself-Bewegung« in Deutschland mit derartigem beschäftigte. Zur Biographie Heimerans vgl. Haacke 1969.

2 Unter Heimwerken verstehe ich – entsprechend der Verwendung des Begriffs in den verwendeten Quellen – handwerkliche Tätigkeiten am und im eigenen Wohnbereich, für die es der gesellschaftlichen Arbeitsteilung entsprechend auch die Möglichkeit gäbe, sie durch professionelle Handwerker ausführen zu lassen. Es geht also ganz konkret um Baugewerke wie Tapezieren, Anstreichen, Tischlern, Verputzen, Reparieren etc., alles männlich konnotierte Arbeiten. Davon abzusetzen sind in den Bereich der Hauswirtschaft fallende (weiblich konnotierte) Tätigkeiten wie etwa Nähen oder Putzen, die eher nicht als Heimwerken gelten. Vgl. zu dieser Form der Definition des Do-it-yourself bzw. des Heimwerkens auch schon die erste wirtschaftswissenschaftliche Dissertation zum Thema von Zschocke (1958: 21).

nicht allein eine *rational choice* im Sinne einer ökonomischen Kosten-Nutzen-Rechnung («Mach's billiger!«), sondern enthielt für den Heimwerker auch das Versprechen, Aus- und Umgestaltungen seines Wohnumfeld genau seinen eigenen Vorstellungen entsprechend vornehmen zu können («Mach's besser!«). Drittens war von Bedeutung, dass man es selbst getan hatte, sich also mit den Dingen, die einen umgaben, nach getaner Arbeit zu identifizieren vermochte («Mach's selbst!«).³

Im Folgenden soll es genau um diese Praktiken gehen; dabei soll weniger die quantitative Ausdehnung des Heimwerkens als Freizeitpraxis über immer größere Gesellschaftsschichten im Vordergrund stehen (vgl. dazu als Überblick Kerbusk 1983 und auch Voges 2017a), noch das »Milliardengeschäft«, das mit dem »Volk der Bohrer und Bastler« spätestens seit den 1970er Jahren zu machen war (vgl. Gross/Hitzler/Honer 1985: 1).⁴ Diesen und anderen Fragen gehe ich in meiner Anfang 2016 abgeschlossenen Dissertation genauer nach. Was hier vielmehr interessiert, sind die Aneignungsprozesse, denen die Heimwerker ganz konkret und vor allem überaus praktisch ihr Wohnumfeld unterzogen. Zwar handelte es sich dabei auch um Reparaturen in Mietwohnungen, wirklich interessant wurde es aber für die immer ambitionierteren Heimwerker, wenn sie über ein Eigenheim verfügten, das sie unter Einsatz der eigenen Arbeitskraft (also in ihren Augen auf möglichst sparsame Weise) ihrem eigenen Geschmack entsprechend umgestalten konnten. Nur dann könnten sie wirklich »Wertschöpfung« betreiben, alles andere (also das Tapezieren oder Anstreichen einer Mietwohnung etc.) seien nichts weiter als »Kleckerles-Aufgaben« (Honer 1991: 334).

Dafür werden zunächst die in der Heimwerkerratgeberliteratur und in Do-it-yourself-Zeitschriften vorfindlichen Deutungen der Beziehungen zwischen Heimwerkern und ihren Häusern analysiert. Im Anschluss daran soll jedoch auch gefragt werden, ob sich diese Deutungen auch in den Selbstauskünften der Heimwerker finden lassen, ob sie also den Diskurs auch in ihre eigenen Praktiken übernahmen.

3 Die Trias »Mach's billiger – mach's besser – mach's selbst!« war das Versprechen, das die Zeitschrift *Selbst ist der Mann* ihren Lesern auf dem Titelblatt ihrer ersten Ausgabe aus dem Jahre 1957 machte.

4 Zur groben statistischen Orientierung seien an dieser Stelle nur einige Zahlen der *Spezialstudie Do-It-Yourself* des Instituts für Freizeitwirtschaft von 1983 referiert. Demnach waren knapp die Hälfte der Bundesbürger und -bürgerinnen inzwischen heimwerkend tätig (es gab zeitgleich Umfragen, die von weit höheren Werten ausgingen), davon war wiederum der größere Teil männlich (59 %) und zwischen 40 und 59 Jahren alt. Die Gruppe der Angestellten/Beamten gaben am meisten für DIY-Artikel aus, gefolgt von Arbeiterhaushalten. Selbständige und Nichterwerbstätige fielen gegenüber den anderen beiden Gruppen stark ab. Zur Wohnsituation gaben die Befragten Heimwerker und Heimwerkerinnen zu mehr als zwei Dritteln an, ein eigenes Haus zu bewohnen. Nur ein Prozent bewohnte eine Eigentumswohnung, vier Prozent zur Miete ein Einfamilienhaus und immerhin 27 Prozent eine Mietwohnung (vgl. Institut für Freizeitwirtschaft 1983: Bd. 1, 112f.; Bd. 2, 11f.). Für die Betreiber von Bau- und Heimwerkermärkten bedeutete dies ein sehr großes Marktvolumen, das schon in den 1980er Jahren dazu führte, dass zahlreiche Standorte insbesondere in Gebieten mit hoher Eigenheimdichte überbesetzt waren und es zu einem Verdrängungswettbewerb der unterschiedlichen Anbieter kam (vgl. als Beispiel Rohn 1982: 22f.).

Die Analyse dieser zwei Quellengattungen – Ratgeberliteratur und sozialwissenschaftliche Umfrageforschung – erfolgt unter dem neuerdings in der Geschichtswissenschaft diskutierten Paradigma einer »Zeitgeschichte des Selbst«, die explizit danach fragt, wie das Selbst stärker »prozessual und praxeologisch« gedeutet und in der Gesellschaft verortet werden kann (Eitler/Elberfeld 2015: 13). »Man selbst zu sein, war und ist Arbeit – Arbeit, die nie abgeschlossen ist und immer weiter vorangetrieben werden kann« (Eitler/Elberfeld 2015: 18). Wie die durch spezialisierte Medien verbreiteten Heimwerker-Selbstbilder aussahen und wie diese Bilder von den Heimwerkern selbst praktisch umgesetzt wurden, soll im Folgenden diskutiert werden.

Vom »Schrebergärtner bis zum Villenbesitzer«. Hausbesitzer als Heimwerker

Im ersten Impressum der Zeitschrift *Selbst ist der Mann* begrüßten Verlag und Redaktion den westdeutschen Leser im »weltweiten Kreise begeisterter DO IT YOURSELFer«. Mit Blick auf die USA konnten schon zu diesem frühen Zeitpunkt (1957) beeindruckende Zahlen referiert werden: »Rund 75 % der Verbesserungs- und Verschönerungsarbeiten im und am Hause machen die Amerikaner selbst, und fast ein Viertel der Gesamtproduktion an Holzplatten und Spezialkunststoffen geht durch ihre (geschickte!) Hand«. Vom »Schrebergärtner bis zum Villenbesitzer«, niemand – ein geeignetes Do-it-yourself-Objekt, und mag es noch so klein sein, vorausgesetzt – könne sich dem klassenübergreifenden, »universellen Volkssport ohne Altersriege« entziehen.⁵ Nichts weniger als einen »glücklichen Start ins glückliche Reiche der Heimwerker« versprach man den Bundesbürgern (vgl. *Selbst ist der Mann* 1957a: 3). Und tatsächlich referierte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* Mitte der 1960er Zahlen aus der Bundesrepublik, die denen aus den USA in den 1950er Jahren ermittelten glichen (vgl. *Der Spiegel* 17/1965: 47). Und »Glück« definierte man sowohl in dem Impressum von *Selbst ist der Mann* als auch in den folgenden Arbeitsanleitungen und anderen Berichten zum Thema Heimwerken vor allem als Befriedigung, hervorgerufen durch die (Hand-)Arbeit am und im eigenen Haus.

Eines der bekanntesten Heimwerkerbücher, immer wieder aufgelegt und dem jeweiligen Geschmack der Zeit angepasst, blies in dasselbe Horn. Was kurz nach dem Zweiten Weltkrieg purer Notbehelf war, weil der »letzte Krieg Millionen Heimstätten in Trümmer« gelegt hatte, das »Improvisieren und Reparieren« also, sei nun, da die Not »für die meisten längst vorbei« sei, noch immer anzutreffen, ja: »der Gedanke des Selbermachens [hat] noch nie so große Kreise erfaßt wie heute«. Ein durchaus erklärungsbedürftiger Befund, so der Heimwerkerpädagoge mit dem sprechenden Namen Otto Werkmeister.⁶ Allein ökonomisch zu begründen sei die wachsende Bereitschaft zum Heimwerken jedenfalls nicht, und so habe man zuerst in den USA, zunehmend aber auch in Europa und nicht zuletzt in der Bundesrepublik Deutschland erkannt, »daß die handwerkliche Selbsthilfe

5 Zum US-amerikanischen Do-it-yourself vgl. Gelber 1997: 66-112 und Goldstein 1998.

6 Der Name ist allerdings auch zu schön, um wahr zu sein. Es handelte sich dabei um ein Pseudonym des Sachbuchautors Hans Joachim Störig.

noch andere und größere Werte in sich birgt«. Als Kompensation für Frustrationen in der Berufsarbeit könne es ebenso wirken wie als Entspannung und »sinnvolle und produktive Freizeitgestaltung«. In der Auflage vom Ende der 1950er kam das Haus allerdings noch eher am Rande vor, als letztlich nicht weiter ausdiskutiertes Ziel all der Bemühungen stehe, dass »Ihr Heim zweckmäßig, zeitgemäß und bequem« eingerichtet werde und dafür werde gezeigt, »wie Sie viele Reparaturen selbst ausführen können« (Werkmeister 1958: 5). Abgesehen davon, dass sich die Publikation, wenn nicht ausschließlich, so doch vorrangig an Hausbesitzer wandte, fehlen weitere Einlassungen zum Verhältnis zwischen dem Heimwerker und seinem Wohnumfeld.

Geht man allerdings den folgenden Auflagen des Buches nach, ändert sich das Bild. Mitte der 1960er zum Beispiel hob Werkmeister vor allem auf den Stolz auf die »mit eigenen Händen sauber getane Arbeit« ab, die man »bei Frau, Familie, Freunden, Nachbarn« gerne vorzeige – und das bedeutete vor allem den »Haushalt, in dem alles blitzsauber ist, alles funktioniert«, also ein »Heim, das Zweckmäßigkeit, solide Beständigkeit und freudige Farbigkeit ausstrahlt« (Werkmeister 1966: 12; Abb. 1).

Noch konkreter wurde Werkmeister in der Auflage aus der Mitte der 1970er Jahre. Entweder, so der schreibende Heimwerker, bedürfe es »Geschmack und einer ganzen Menge Geld«, um sich »gut einzurichten«; oder aber, es genüge »Geschmack und wenig Geld«, vorausgesetzt man sei bereit, »den eigenen Kopf (zum Denken und Planen) und die eigenen Hände (zum Messen, Sägen, Nageln, Schrauben etc.) zu gebrauchen«. Auch so sei es möglich, das »eigene Zuhause praktisch, behaglich und originell zu gestalten« (Werkmeister 1975: 5).

Alle drei Vorworte, in denen Werkmeister jeweils unter Rückgriff auf zeitgenössische Diskurse das Selbermachen zu begründen suchte, argumentieren auf drei Ebenen. Zum einen stellt Werkmeister – wahrscheinlich wenig verwunderlich – das Heimwerken als Möglichkeit vor, Geld zu sparen.⁷ Immer ging es auch darum, die Befriedigung herauszustellen, die der Heimwerker bei seinen Arbeiten erleben könne – sei es als Gegensatz zur als eintönig, arbeitsteilig und bürokratisiert beschriebenen Berufsarbeit, sei es als Antwort auf den Diskurs um die Gefahren der heraufziehenden »Freizeitgesellschaft«. Drittens, und dieser Punkt soll im Folgenden im Vordergrund stehen, ging es dabei auch immer um den Heimwerker, seine Familie und deren Beziehungen zum eigenen Lebensumfeld. Dem (bis in die 1970er Jahre ausschließlich männlich gedachten) Heimwerker oblag es, für ein gemütliches Haus zu sorgen; unterlasse er es, sei er nichts weiter als ein »schlechter Hausvater«, wie Otto Werkmeister in Anlehnung an die frühneuzeitliche Hausväterliteratur apodiktisch urteilte (Werkmeister 1966: 12). Damit einhergehend sollte auch eine Veränderung im Verhältnis des Heimwerkers zu seinem Wohnumfeld erfolgen, er sollte es sich quasi praktisch aneignen und in diesem Prozess sollte für ihn (und seine Familie) aus dem Haus ein Heim werden.

7 Dass es damit nicht immer unbedingt weit her sein musste, insbesondere wenn man die geleisteten Heimwerkerstunden in die Rechnung miteinbeziehen würde, rechneten die Sozialwissenschaften zwar vor, tatsächlich Eingang in den insgesamt Do-it-yourself-freundlichen Diskurs der Bundesrepublik fanden sie hingegen nicht (vgl. Honer/Unselde 1988: 224).



Abb. 1: Das ganze Haus als Projekt des Heimwerkers. Coverillustration eines Heimwerkerbuchs aus den 1960er Jahren.

Dies war nur möglich, weil sich leicht zeitversetzt zur zunehmenden Ausbreitung des Heimwerkens auch der Hausbesitz in der Bundesrepublik ausbreitete.⁸ War die Förderung des Eigenheimbesitzes in den 1950er Jahren schon konsensual über alle Parteien hinweg in den politischen Programmen verbreitet, so führten derartige Förderprogramme, aber auch die allgemeine Verbreitung von Wohlstand sowie die zunehmende Automobilisierung, die auch Wohnorte außerhalb der Stadtzentren zunehmend attraktiver machte, dazu, dass Hausbesitz etwas wurde, was immer mehr Westdeutschen erschwinglich wurde (vgl. als Überblick zur Eigenheimpolitik der Nachkriegszeit Zimmermann 2001). Dabei waren es auch zunehmend Arbeiterhaushalte, die sich ein eigenes Haus leisten konnten – auch weil sie schon bei Bau des Hauses mit Hand anlegten und ihre gewerkschaftlich erkämpfte Freizeit auf der heimischen Baustelle verbrachten.⁹

Bald nach Fertigstellung des Hauses oder nach Erwerb eines Altbaus standen jedoch weiterführende Arbeiten an – die Ratgeber von Werkmeister, die beispielhaft zitiert wurden, deuteten es schon an. Prominente Wohnsoziologen gehen gar davon aus, dass der Hausbesitz gerade deshalb auch für Arbeiter interessant war, weil sie hier neben ökonomischem Kapital auch ihre eigene Arbeitskraft bei Reparaturen, Verschönerungen und Renovierungen investieren konnten (vgl. Häußermann/Siebel 1996: 268). Ein Befund, der prinzipiell zutrifft, der sich aber nicht allein auf Arbeiter beschränken lässt: Arbeiten am Haus nach dem Motto ›Mache es selbst‹ waren nicht auf eine bestimmte Schicht beschränkt, ja, man kann geradezu von einer »Verbürgerlichung des Selbermachens« durch das Heimwerken ausgehen (Voges 2017b). In dieser Perspektive vollzogen Arbeiterhaushalte Mitte der 1960er Jahre durch ihre Do-it-yourself-Praktiken den Schritt vom bewohnbaren zum wohnlichen Haus (und damit vom einfachen Haus zum Heim), wie zeitgenössische Studien der empirischen Sozialforschung am Beispiel ostfriesischer Werftarbeiter ermittelt hatten (vgl. dazu Jessen/Siebel 1988: 33). Das beinhaltete geradezu bürgerlich codierte Verhaltens- und Wertmaßstäbe – ein Befund, der sich passgenau in die These von einer »verkleinbürgerlichten oder vergutbürgerlichten Mittelstandsgesellschaft« (weniger was sozialgeschichtlich nachweisbare Angleichungen von Lebenschancen oder Einkommen anbetraf, sondern vor allem auf kultur- oder mentalitätsgeschichtlicher Ebene) einfügt (vgl. dazu Conze 2004: 533).

Das Haus sollte innerhalb dieses Prozesses nicht allein Ermöglichungsraum für die wachsenden Kompetenzen (bzw. auch den wachsenden Maschinenpark) des Heimwerkers werden (vgl. Voges 2014: 89-96). Gleichzeitig muss es auch gleichsam zum Spiegel seiner selbst werden, zu dem Raum, an dem er Gästen ebenso wie sich selbst und seiner Familie seine Fertigkeiten, seinen Fleiß und seine Arbeitsfreude präsentieren konnte. »Mach es zu deinem Projekt« ist zwar ein Werbeslogan neueren Datums der Baumarktkette Hornbach (vgl. Herrmann 2009); die damit vermittelte Botschaft wurde aber auch schon in der Frühzeit des bundesrepublikanischen Heimwerkens verbreitet, wobei ›es‹ in den meisten Fällen das Haus meinte.

8 Der Zusammenhang zwischen steigendem Hausbesitz und wachsenden Do-it-yourself-Ausgaben wurde auch für die USA ermittelt (vgl. Logemann 2012: 77).

9 Vgl. zu den Kampagnen des DGB zur Verkürzung der Arbeitszeit in den 1950ern und zu Möglichkeiten, diese zusätzliche ›Freizeit‹ zu verbringen Frese 1995.

Das Haus als Spiegel des Heimwerkersubjekts

Während die Zeitgeschichtsschreibung langsam die »Geschichte des Selbst« als wichtigen Untersuchungsgegenstand für sich entdeckt (vgl. Eitler/Elberfeld 2015), bietet sich eine derartige Perspektive gerade auch für die Geschichte des Heimwerkens und insbesondere für eine genauere Betrachtung der Beziehungen zwischen Heimwerkern und ihrem Wohnumfeld an. Andreas Reckwitz macht in seinen theoretischen Einlassungen zu einer Geschichte des Selbst darauf aufmerksam, dass für diese immer auch die Beziehungen zwischen Subjekten und Objekten von Interesse sind. Insbesondere gelte das für die Architektur, die das Subjekt beschränke und den Rahmen vorgebe, in dem es sich konstituieren könne (vgl. Reckwitz 2015: 38).

Für das Heimwerken entfaltete diese Beziehung eine doppelte Dynamik: Zum einen – darauf wurde schon hingewiesen – bietet das Eigenheim erst einmal den Rahmen, innerhalb dessen sich der Heimwerker als Heimwerker bewegen kann. Gleichzeitig beeinflusst jedoch nicht nur die Architektur das Subjekt, sondern auch umgekehrt: Der Heimwerker nimmt auch (zuweilen massiven und aus heutiger Perspektive in vielen Fällen sicher ästhetisch fragwürdigen) Einfluss auf eben diesen Rahmen, ja, die »Subjektkultur« des Heimwerkens definiert sich gerade dadurch, dass Veränderungen an der »Objektkultur« des Hauses vorgenommen werden (zur Begrifflichkeit vgl. Reckwitz 2015: 38).

Beispiele, die diese Aneignungen von Eigenheimen durch die Heimwerker aus einer praxeologischen Perspektive (vgl. allgemein zur praxeologischen Geschichtswissenschaft Reichardt 2007) interpretierbar machen, lassen sich in den Quellen zuhauf finden. Als besonders eindrücklicher, wenn auch vielleicht nicht unbedingt repräsentativer Fall, soll hier auf eine Artikelserie der Zeitschrift *Selbst ist der Mann* aus der Mitte der 1970er Jahre zurückgegriffen werden. Diese hatte die Komplettsanierung eines als möglichst heruntergekommen beschriebenen Fachwerkhauses zum Thema. Was den unbedarften Leser eventuell in blankes Entsetzen versetzen würde, wurde dem ambitionierten Heimwerker zur willkommenen Aufgabe: Einige Wände des erworbenen Fachwerkhauses waren vom Pilz befallen, im Keller stand das Wasser, der Boden faulte in einigen Räumen vor sich hin und einige Balken zerbröselten schon bei der leichtesten Berührung. Als sei es damit nicht genug, regnete es durchs Dach und die Fenster waren undicht: »Manchem würde nach derartigen Hiobsbotschaften das Sanieren vergehen«, schlussfolgerten die Redakteure der Zeitschrift *Selbst ist der Mann* sicher nicht zu unrecht. Für sie (und damit für ihre wissbegierigen Leser) war aber gerade dieser ruinöse Zustand Ausgangspunkt für eine sich über mehrere Ausgaben der Zeitschrift hinziehende Aneignung des Hauses, infolge derer man sich nicht nur das Haus vom Keller bis zum Dach überaus handgreiflich vertraut machte, sondern es auch den eigenen Vorstellungen (oder dem Zeitgeschmack der 1970er Jahre) entsprechend veränderte. Vorgefundene Elemente der Architektur wurden dabei teilweise zweckentfremdet weitergenutzt: Eine »geheimnisvolle« Treppe, »die irgendwo im Erdreich verschwindet«, wurde so »zu einem zünftigen Flaschenregal«. Zwar musste man sich zuweilen den Gegebenheiten des Objekts fügen (so konnte der Küchenbereich nicht im gewünschten Maße verändert werden), dennoch konnte man im gesamten Gebäude eine »Grundrißveränderung« vornehmen, die sich »automatisch



Abb. 2: Aneignung qua Umbau und Restaurierung: Titelgeschichte zur Serie »Altes Haus, wieder jung«, 1975.

bei einem derartigen Projekt« ergebe, »da für heutige Ansprüche zu viele, dafür aber zu kleine Räume in alten Häusern anzutreffen sind« (Selbst ist der Mann 1975: 14-17; Abb. 2).

Die Komplettsanierung eines Altbaus war sicher keine Aufgabe, die für viele Heimwerker und Leser der Zeitschrift *Selbst ist der Mann* angestanden hätte; darum geht es mir in der Interpretation dieser Quelle auch gar nicht. Ebenso wie Ratgeberliteratur lassen sich auch derartige Heimwerkerpublikationen als »gelebter Konjunktiv« deuten (vgl. Heimerdinger 2008: 106), die erstens die Potenziale der sozialen Praxis des Heimwerkens aufzeigten, und

zweitens die kleineren alltäglichen Aufgaben des Durchschnittsheimwerkers im Kontext der beinahe unbegrenzten Möglichkeiten des Selbermachens verorteten.

Die Renovierungstipps gingen dabei nach dem schon angedeuteten Muster vor: Bevor mit den eigentlichen Arbeiten begonnen werden konnte, stand eine genaue Inspektion des Hauses an, um mögliche Schwachstellen aufzudecken, möglichen Reparaturbedarf zu kennzeichnen und ›Verschönerungs‹-Potenziale festzulegen. Im Anschluss daran erfolgten Planung (die zuweilen mit militärischer Genauigkeit ausgeführt wurde – so sollten »Generalstabspläne« angefertigt werden; vgl. Selbst ist der Mann 1977: 12)¹⁰ – und der Erwerb des erforderlichen Materials sowie – falls noch nicht vorhanden – des Werkzeugs und der Heimwerkermaschinen. Erst im Anschluss daran sollte das Projekt in Angriff genommen werden.

Im Zuge dieser Aneignungsprozesse des eigenen Wohnumfelds legte sich die schreibende Avantgarde der Heimwerker in der Zeitschrift *Selbst ist der Mann* schon früh auf eine Umcodierung der innerhäuslichen Geografie fest. Galt das Wohnzimmer als Zentrum des häuslichen Familienlebens (vgl. Wagner-Kyora 2005: 629) und die Küche als der Raum der Frau (vgl. Weresch 2005), bekam das Eigenheim des Heimwerkers einen anderen Mittelpunkt: »Die Heimwerkstatt – das Herz des Hauses« (Selbst ist der Mann 1957b: 66).

A never ending project. Der Heimwerker und sein Haus

Ebenso wie die Arbeit am Selbst (vgl. Donauer 2016: 365) wurde (und wird) dabei auch die Arbeit am Haus als prinzipiell niemals abgeschlossen beschrieben – sicher auch, weil dies den ökonomisch vom Heimwerken profitierenden Akteuren (Bau- und Heimwerkermärkte, Hersteller von Werkzeugen und Maschinen, Verlage von Heimwerkerliteratur) auch noch in Zukunft Verdienstmöglichkeiten garantierte. Wiederum war es die Baumarkt-Kette Hornbach, die diesen komplexen Zusammenhang marketingtechnisch auf die einfache Formel brachte: »Es gibt immer was zu tun!« (vgl. Bormans/Trauthwein 2007).

Die Heimwerkerpublizistik entwickelte seit den 1970er Jahren geradezu idealtypische (vor allem männliche!)¹¹ Heimwerkerbiografien, die zum einen die unendliche zeitliche Offenheit des Arbeitens am und im Haus verdeutlichten (der Aneignungsprozess des

10 Diese (Re-)Militarisierung der Sprache lässt sich in unterschiedlichen Do-it-yourself-Publikationen seit den späten 1960er Jahren feststellen und ähnliche Entwicklungen lassen sich auch auf der bildlichen Ebene bei der Inszenierung von Männern in Arbeitssituationen beobachten: Dabei werden die Heimwerkermaschinen Schusswaffen vergleichbar gehalten und sie zielen in vielen Fällen direkt auf die Betrachter und Betrachterinnen. Diese Befunde sind besonders interessant, weil in den 1950er Jahren der Diskurs um das Heimwerken von derartigen Elementen weitaus weniger geprägt war, sondern zu dieser Zeit noch vor allem ein friedliches Familienleben betont wurde.

11 Auf die Kategorie Geschlecht kann innerhalb dieses Beitrags nur sehr knapp eingegangen werden. Schon Gelber hat in seinem Beitrag zum Do-it-yourself in den USA der 1950er Jahre allerdings darauf hingewiesen, dass die Heimwerkerpraxen gerade auch deshalb so beliebt waren, weil sie Männern die Möglichkeit boten, ihre Freizeit daheim zu verbringen, ohne aber Gefahr zu laufen, Tätigkeiten auszuführen, die der weiblichen Sphäre zugeordnet wurden (vgl. Gelber 1997: 97).



Abb. 3: Analyse vor Aneignung – Planung vor Heimwerken. Plan eines Hauses und Hinweise auf mögliche Materialien zum Heimwerken.

Eigenheims war damit strukturell unabschließbar – denn mit jeder Veränderung im Leben des Heimwerkers oder auch nur in seinem Geschmack konnte und sollte er auch sein Haus verändern) und zum anderen Muster für die »Subjektkultur« des Heimwerkers entwarfen. Interessanterweise war es wiederum ein Unternehmen, das diese Heimwerkerbiografie auf den Punkt brachte: »Liebe auf den zweiten Blick« überschrieb die AEG ihren Ratgeber für Heimwerker aus den frühen 1970er Jahren. »Warum erst Liebe auf den zweiten Blick? [...] Die meisten Heimwerker freilich entdecken ihr Vergnügen an handwerklichen Arbeiten erst später. Für sie steht am Anfang oft die Notwendigkeit, handwerkliche Arbeiten in Haus, Hof und Garten selbst auszuführen [...]. Mit dem ersten Gelingen kommt das Vergnügen, kommt der Ehrgeiz, größere Aufgaben zu bewältigen – [...] für den Heimwerker selbst und für die Familie« (Fellner 1971: 7). Was aus der Not geboren wurde, kann zur selbstgewählten Praxis werden. Aus dem »Muß-Heimwerker« (Albus 1982: 72) wurde so mit der Zeit immer häufiger auch der immer ambitioniertere »Dauer-Heimwerker« (Müller 1982: 70).¹² Was wiederum auch bedeutete, dass das Eigenheim laufend Veränderungen unterzogen wurde. Zuweilen sehr zum Ärger der anderen Bewohner und Bewohnerinnen, in den meisten Fällen der Ehefrauen, die sich darüber zu beklagen begannen, dass der Heimwerker nie »fertig« werde (vgl. zu derartiger Kritik an heimwerkenden Ehemännern z.B. Seda 1973: 34).

Ähnlich interpretierten auch Vertreter der Kritischen Theorie das Heimwerken – natürlich mit veränderten Vorzeichen. Zwar seien, so zum Beispiel Robert Hepp zeitgleich zu dem Beitrag der AEG, immer mehr Bundesbürger im Zuge des Nachkriegsbooms in den Besitz eines Eigenheims gelangt, doch fehle nun das Geld, Handwerker zu engagieren, um notwendig gewordene Reparaturen oder gewünschte Verschönerungen auszuführen: »Wer nicht reich genug ist, um sich auf dem Dienstleistungsmarkt die erforderlichen Dienste zu kaufen, muß sich darauf einstellen, daß er die unerschwingliche Arbeit selber zu leisten hat. Da heißt es dann: do it yourself!« (Hepp 1971: 50). Galt das Eigenheim den Heimwerkerjournalisten und Ratgeberautoren noch als Ermöglichung dafür, überhaupt heimwerkend tätig zu werden, wertete Hepp diesen Zusammenhang ganz anders, nämlich schlichtweg als »Zwangsarbeit«, die zu leisten ist, ob man nun will oder nicht (Hepp 1971: 58).

Was in beiden – hier stellvertretend angeführten – Stellungnahmen zum Verhältnis des Heimwerkers zu seinem Eigenheim angedeutet wird, ist die prinzipielle Unendlichkeit dieser Beziehung. Ob erzwungen oder gewählt, in beiden Fällen gibt es kein Ende der Subjektivierung des Heimwerkers als Heimwerker in seinen Do-it-yourself-Praktiken

12 An dieser Stelle sei wieder auf die statistischen Daten des Instituts für Freizeitwirtschaft verwiesen, das mit ähnlicher Begrifflichkeit versuchte, beide Heimwerkergruppen zu quantifizieren: So seien knapp ein Viertel der Heimwerker in der Bundesrepublik Deutschland als »aktive Heimwerker« einzuschätzen (was bedeutete, dass sie zwischen 30 und mehr als 100 Heimwerkerstunden im Jahr leisteten) und gut ein Fünftel als »Gelegenheitshandwerker« (weniger als 30 Stunden im Jahr). Während letztere nur wenige, einfachere Heimwerkeraufgaben ausführten, stellten sich die wirklich aktiven Heimwerker geradezu als häusliche Allrounder dar: »Zu diesem Personenkreis zählen besonders viele Heimwerker, die nicht nur im eigenen Haus ständig etwas zum Reparieren und Verschönern finden [...]«. Zusätzlich hätten sie häufig auch schon beim Bau ihres Eigenheims mit Hand angelegt (Institut für Freizeitwirtschaft 1984: Bd. 1, 100).

und in der Auseinandersetzung mit dem Objekt (also dem Haus, aber ebenso auch den Werkzeugen, den Maschinen und den Materialien, die das Haus verändern). Das Eigenheim wird ihm so zu einem niemals endenden Projekt.

»How to avoid DIY?«, fragte Mitte der 1980er Jahre eine britische Publikation. Die Antwort auf diese ironische Frage war Resignation: Zu sehr habe sich das Do-it-yourself in den Familien aller sozialer Schichten ausgebreitet, zu sehr seien (insbesondere) Männer damit beschäftigt, in ihrer Freizeit am Haus zu werkeln und allzu sehr habe man sich schon an den permanenten Ausnahmestand der heimischen Baustelle gewöhnt, in dem zu leben der Heimwerker sich und seine Familie zwingt (vgl. Parker 1984: 50). Trotz der satirischen Überhöhung der geschilderten Zustände geben sie dennoch einen geradezu realistischen Einblick in die Lebenswelt eines immer größer werdenden Teils der Eigenheimbesitzer.

Die Perspektive der Heimwerker auf das ›wirkliche Heimwerken‹

1961 erschien eine der ersten Marktforschungsuntersuchungen zum Do-it-yourself in der Bundesrepublik. Zwar zog die Studie der *William Wilkens Wirtschaftswerbung KG* unmittelbar die Kritik der Heimwerker auf sich, weil ihr Tun in der Studie als »handwerkliche Hausarbeit« beschrieben wurde und sie sich dagegen verwahren wollten, »Hausarbeit« zu leisten. Dennoch wurden die ermittelten Zahlen mit Interesse aufgenommen. Nachdem die Macher der Studie die Vorbedingungen geklärt hatten und nochmals darauf hinwiesen, dass Heimwerken »eine Erscheinung hochindustrialisierter Wirtschaftsorganismen« war und »ihre Entwicklung [...] mit der Industrialisierung Hand in Hand« ging (*William Wilkens Wirtschaftswerbung KG* 1961: 14), lieferten sie Zahlen zu den tatsächlich ausgeführten Do-it-yourself-Arbeiten: Knapp ein Drittel der Befragten gab an, schon einmal »handwerkliche Hausarbeiten« ausgeführt zu haben, von diesen war eine überwältigende Mehrheit verheiratet und männlich (vgl. *William Wilkens Wirtschaftswerbung KG* 1961: 21) – und Besitzer des Wohnraums, den sie bewohnten (Mieter waren stark unterrepräsentiert; vgl. *William Wilkens Wirtschaftswerbung KG* 1961: 21). Bei den ausgeführten Arbeiten führten (wie in allen Umfragen bis in die 1980er Jahre hinein) Maler- und Tapezierarbeiten¹³ (mit 45 bzw. 42 Prozent). Gipser- und Verputzarbeiten hatten knapp ein Fünftel, Maurerarbeiten über ein Fünftel und Klempner- und Installationsarbeiten immerhin noch mehr als ein Zehntel der befragten Heimwerker erledigt (vgl. *William Wilkens Wirtschaftswerbung KG* 1961: 25).

Interessanter im Sinne der Fragestellung als diese Zahlen, die sich relativ im Verlauf der Zeit nicht stark wandeln sollten (Tapezieren und Malerarbeiten blieben auf den führenden Plätzen und die restlichen Aufgaben folgten), jedoch in ihrer generellen Häufigkeit

13 Abgesehen von »Garten- und Feldarbeiten (in der Freizeit)«, die bei 55 Prozent lagen – beides allerdings wiederum nur Arbeiten, die für Eigenheim- bzw. Hofbesitzer infrage kamen (vgl. *William Wilkens Wirtschaftswerbung KG* 1961: 25).

zunahmen,¹⁴ sind die Begründungen, die die aktiven Heimwerker für ihr Tun angaben. Zwar überwogen die ökonomisch begründeten Motivationen. 58 Prozent der Befragten gaben an heimzuwerken, weil es billiger sei, »wenn ich mir die Dinge selbst mache«, und nochmals gut ein Fünftel sprach davon, dass es nicht lohne, »dafür einen Handwerker zu holen«. Doch beinahe die Hälfte sprach davon, Freude dabei zu empfinden, Dinge selber zu tun. 21 Prozent wiesen darauf hin, dass es sorgfältiger sei, wenn sie es selber machen würden. Fast ein Drittel wies allerdings auch in die schon Hepp gedeutete Richtung und sprach von einem vor allem durch den Besitz des Hauses hervorgerufenen Zwang zum Heimwerken: »Irgend jemand [sic!] im Hause muß sich mit diesen Dingen beschäftigen und es bleibt an mir hängen« (vgl. William Wilkens Wirtschaftswerbung KG 1961: 26).

Ähnliche Motive hat Anne Honer in ihren Umfragen bei Heimwerkern aus den 1980er Jahren herausdestilliert. Ihre Befragten gaben ebenso wie ihre Vorläufer der frühen 1960er Jahre an, Kosten sparen zu wollen, Selbstgemachtes mehr zu schätzen oder sich im Selbermachen verwirklichen zu können (vgl. Honer 2011: 142). Jedoch gingen ihre Befragungen weiter und sie versuchte auch zu ermitteln, was sich hinter diesen inzwischen schon zu feststehenden Wendungen geronnenen Beschreibungen des Do-it-yourself verbarg¹⁵ – mit Befunden insbesondere dazu, was die Beziehung zwischen Heimwerkern und ihrem Heim betrifft. So schätzten die Heimwerker das Reparieren nicht sonderlich, weil es die »unscheinbarste, die am wenigsten ›repräsentative‹ Art heimzuwerken« sei. Während Reparaturen als »eben notwendig« beschrieben wurden, werteten die Befragten als »das wahre, das wirkliche, das eigentümliche Heimwerken« lediglich das »Erschaffen des Heim-Werks«, also »die Herstellung oder wenigstens die sichtbare Erweiterung, Verbesserung, Verschönerung eines repräsentationsrelevanten Objekts« (Honer 2011: 140). Nach dem bisher Gesagten steht nicht mehr infrage, worum es dabei ging, was also am geeignetsten erschien, »den (›guten‹) Geschmack des Heimwerkers bzw. des Familienmilieus des Heimwerkers einem potentiellen Besucher symbolisch« zu vermitteln (Honer 2011: 140) – genau jenes ›Objekt, in dem dieser Besuch sich wiederfand: das Eigenheim!

Der Heimwerker, so die überzeugende Deutung Honers, die die Interpretationsangebote der zuvor analysierten Heimwerkerliteratur zumindest implizit aufgriff, verknüpfte die eigene »Reputation des Freizeit-Produzenten« mit dem, was er selbst machte (vgl. Honer 2011: 140). »Wer eine zerbrochene Fliese auswechselt, einen tropfenden Wasserhahn abdichtet, einen beschädigten Zaun flickt oder eine vergilbte Tapete erneuert, der gleicht ›Defizite‹ in seinem Lebensraum aus«. Das Problem all dieser Arbeiten, und darauf weist Honer unter Hinweis auf die Selbstauskünfte ihrer Interviewpartner hin, sei, dass dies »allenfalls kurzfristig« funktioniere, der »Status des Selbstmachers als nur ungenügend« aufgewertet werde, gerade deshalb, weil nach Abschluss der einen schon wieder die nächste Aufgabe anstand (vgl. Honer 2011: 140). Was ich zuvor als Heimwerkerbiografie und als

14 Während die Erhebung noch von gut einem Drittel an Heimwerkern in der bundesrepublikanischen Bevölkerung sprach, nahmen spätere Studien Werte von bis zu 90 Prozent aktiven Heimwerkern an (vgl. Seidel 1992: 122).

15 Es sei nur darauf verwiesen, dass z.B. unter einem Begriff wie ›Selbstverwirklichung‹ die unterschiedlichsten Konzepte gefasst werden können: von arbeitspsychologischen Optimierungsvorschlägen bis hin zu Freiheitsversprechen des Alternativmilieus (vgl. Donauer 2015: 365).



Abb. 4: Dem Eigenheim (s)ein Gesicht geben. Werbung für Marley-Kunststoffe für Heimwerker, 1966.

beständige Arbeit am Selbst qua Selbstmachen beschrieben habe, deutet Honer als »Sogwirkung«, die nicht nur von den ersten Erfolgen als Heimwerker ausgehe, sondern auch durch die immer größere Anzahl angeschaffter Maschinen und Werkzeuge (erworbene Geräte sollen auch benutzt werden) und durch die angeeigneten Kompetenzen (was man gelernt hat, soll auch angewendet werden) bedingt sei (vgl. Honer 2011: 143).

Was bedeutet das nun aber für die Beziehung zwischen dem Heimwerker und seinem Haus? Es wird ihm zum einen zum Ausdruck seiner geschmacklichen Vorlieben,

die sich verallgemeinernd schwerlich festlegen lassen, die aber durchweg Elemente wie »Gemütlichkeit [...], Repräsentativität und Wohnlichkeit« enthielten (Honer 2011: 144). Eine Einschätzung, die durch den Blick in die Heimwerkerliteratur bestätigt wird. Damit geht einher, dass dem Heimwerker das Haus zum repräsentativen Ausdruck seiner selbst und insbesondere dessen, was er praktisch vermochte, wurde.

Bei der Analyse der Heimwerkerliteratur wurde schon darauf hingewiesen, und der genauere Blick auf die Selbstauskünfte der Heimwerker bestätigt den Befund, dass es bei dieser praxeologisch zu interpretierenden Beziehung zwischen Subjekt und Objekt(en) nicht nur um die Veränderung des Objekts, sondern im Zuge dessen auch um die Veränderung des Selbst in einem nicht abschließbaren Prozess ging. Das Selbst des Heimwerkers als Heimwerker findet damit nicht nur seinen augenfälligen Ausdruck in der von ihm umgestalteten Wohnumgebung, sondern entwickelt sich fortlaufend erst innerhalb der unterschiedlichen, zuweilen kleinformatischen Umwandlungsprozesse seines Eigenheimes: »In seinem Heim-Werken objektiviert sich der Heimwerker. In seinen Heim-Werken manifestieren sich seine ›guten Eigenschaften‹: Originalität, Kreativität, Begabung, Geschicklichkeit, Sachverstand, Fleiß, Ausdauer usw.« (Honer 1991: 335).

Schluss: »Bei sich selbst zu Hause sein«

»Mit Geschmack und wenig Geld«? Beide Prämissen, die Otto Werkmeister als grundlegend für das Heimwerken angenommen hat, ließen sich sicher hinterfragen: erstere aus ästhetischer, letztere aus ökonomischer Perspektive. Um diese Infragestellung der Werkmeister'schen Deutung ging es in diesem Aufsatz aber nicht, sondern vielmehr um die Frage, welche implizite Botschaft dieses Postulat innehatte. Wenig ökonomisches Kapital, dafür aber Fleiß und Geschicklichkeit einzusetzen, bedeutete für den Heimwerker vor allem, möglichst viel seines Heimwerkerselbst in die von ihm angestregten Projekte einbringen zu können – und das hieß in vielen Fällen eben auch möglichst viel von sich selbst in seinem laufend zu verändernden Lebensumfeld kenntlich zu machen.

Dabei ist es natürlich leicht, dieses Bestreben zu karikieren oder aus der Warte intellektueller Überheblichkeit darauf hinzuweisen, dass vieles von dem, was der Heimwerker als sein eingebrachtes Selbst zu bezeichnen pflegt, den Marketing- und Designabteilungen von Industrie- oder Einzelhandelsunternehmen entstammt, die dem Heimwerker immer gezieltere Angebote machten, wie er eventuell mit weniger Aufwand (dafür aber vielleicht unter Aufwendung von mehr finanziellen Ressourcen) zu einem ordentlichen Ergebnis kommen kann (vgl. dazu Hitzler/Honer 1988: 270). Es ist nicht verwunderlich, dass »Hardcore-Heimwerker« derartige vorproduzierte Werkteile entrüstet von sich weisen und darauf beharren, dass es beim Heimwerken gerade darauf ankomme, möglichst viel selbst zu machen (vgl. Honer 1991: 328).

Worum es mir in diesem Aufsatz ging, war, ausgehend von der reichen Do-it-yourself-Publizistik, die normativen Vorgaben der schreibenden Heimwerker-Avantgarde bezogen auf das Verhältnis von Heimwerker und seinem Wohnumfeld zu rekonstruieren und die damit einhergehenden Beziehungsmuster zwischen Subjekt- und Objektkultur zu interpretieren. Dabei zeigte sich insbesondere der Zusammenhang zwischen prinzipieller

Unabgeschlossenheit der Selbstbildung des Heimwerkers als Heimwerker und seines Wohnumfeldes, das (sicher auch aus ökonomischen Gründen) als allzeit verbesserungswürdig oder veränderungsfähig porträtiert wurde.

In einem anschließenden Schritt wurden diese Befunde aus der Heimwerkerpublizistik, die sich in kulturgeschichtlicher Perspektive als viel mehr entpuppt denn als rationale Anleitung für die konkrete Arbeit an bestimmten Projekten, mit den Aussagen von Heimwerkern abgeglichen, wie sie in Markforschungsumfragen oder der ethnografischen Feldforschung ermittelt wurden. Auch hier zeigte sich das aus den gedruckten Quellen bekannte Muster der Kopplung des Heimwerkerselbst an sein Haus. Das Heimwerken wurde so sowohl metaphorisch als auch performativ zur beliebten Möglichkeit, »[b]ei sich selbst zu Hause [zu] sein« (Gross 1986: 177).

Dieser Beitrag hat ein peer-review-Verfahren mit double-blind-Standard durchlaufen.

Literatur

- ALBUS, Claus (1982): »Wolken am Konjunkturhimmel.« Do-it-yourself-Kaufkraft – Wachstum oder Stagnation. Sättigungsgrenze noch nicht erreicht«. In: *b & h-markt* 10, 72.
- BORMANS, Werner/TRAUTHWEIN, Daniela (2007): *Es gibt immer was zu tun. Das Hornbach Projekt-Buch*, München: Callwey.
- CONZE, Eckart (2004): »Eine bürgerliche Republik? Bürgertum und Bürgerlichkeit in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 30: 3, 527-542.
- DONAUER, Sabine (2015): »Job Satisfaction statt Arbeitszufriedenheit. Gefühlswissen im arbeitswissenschaftlichen Diskurs der 1970er Jahre.« In: *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung*, hg. v. Pascal Eitler/Jens Elberfeld, Bielefeld: transcript, 343-371.
- EITLER, Pascal/ELBERFELD, Jens (2015): »Von der Gesellschaftsgeschichte zur Zeitgeschichte des Selbst – und zurück.« In: *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung*, hg. v. Pascal Eitler/Jens Elberfeld, 7-30.
- FELLNER, Peter (1971): *Liebe auf den zweiten Blick...Heimwerken*, Winnenden: AEG.
- FRESE, Matthias (1995): »Samstags gehört Vati mir.« Arbeit und Freizeit von Frauen und Männern in der gewerkschaftlichen Diskussion der frühen Bundesrepublik (1949-1965)«. In: *Westfälische Forschungen* 45, 73-100.
- GELBER, Steven M. (1997): »Do-It-Yourself. Constructing, Repairing and Maintaining Domestic Masculinity«. In: *American Quarterly* 49, 66-112.
- GOLDSTEIN, Carolyn M. (1998): *Do It Yourself. Home Improvement in 20th-Century America*, New York: Princeton Architectural Press.
- GROSS, Peter/HITZLER, Ronald/HONER, Anne (1985): *Selberrmacher. Symbolische Repräsentationen durch Schattenarbeit. Heimwerken als Erfahrungsstil*, Bamberg: Forschungsberichte.
- GROSS, Peter (1986): »Bei sich selbst zu Hause sein. Die Selberrmacher-Mentalität in der Freizeitgesellschaft oder: Die Bastler als Avantgarde«. In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* 7/8, 177-179.
- HAACKE, Wilmont (1969): »Heimeran, Georg Arthur Ernst«. In: *Neue Deutsche Biographie* 8, <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118547976.html#ndbcontent> (14.04.2017)

- HÄUSSERMANN, Hartmut/SIEBEL, Walter (1996): *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*, Weinheim, München: Beltz Juventa.
- HEIMERAN, Ernst (1959): *Der Haushalt als eine schöne Kunst betrachtet*, Freiburg: Herder.
- HEIMERDINGER, Timo (2008): »Der gelebte Konjunktiv. Zur Pragmatik von Ratgeberliteratur in alltagskultureller Perspektive«. In: *Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert*, hg. v. Andy Hahnemann/David Oels, Frankfurt/Main, 97-108.
- HERRMANN, Lena (2009): »Hornbach fordert: Mach es zu deinem Projekt!«, http://www.wuv.de/marketing/hornbach_fordert_mach_es_zu_deinem_projekt (14.04.2017)
- HITZLER, Ronald/HONER, Anne (1988): »Reparatur und Repräsentation. Zur Inszenierung des Alltags durch Do-It-Yourself«. In: *Kultur und Alltag*, hg. v. Hans-Georg Soeffner, Göttingen: Otto Schwartz, 267-283.
- HONER, Anne (1991): »Die Perspektive des Heimwerkers. Notizen zur Praxis lebensweltlicher Ethnographie«. In: *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*, hg. v. Detlef Garz/Klaus Kraimer, Opladen: Westdeutscher Verlag, 319-340.
- HONER, Anne (2011): *Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- HONER, Anne/UNSELD, Werner (1988): »Die Zeit darf man natürlich nicht rechnen.« Der Heimwerker und seine Zeiten«. In: *Positive Wirkungen der Schattenwirtschaft?*, hg. v. Peter Gross/Peter Friedrich, Baden-Baden: Nomos, 219-225.
- INSTITUT FÜR FREIZEITWIRTSCHAFT (1984): *Spezialstudie Do-It-Yourself. Heimwerken und Heimwerkerbedarf in der Bundesrepublik bis 1990*, 2 Bde., München: Institut für Freizeitwirtschaft.
- JESSEN, Johann/SIEBEL, Walter (1988): *Arbeit nach der Arbeit. Schattenwirtschaft, Wertewandel und Industrierarbeit*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- KERBUSK, Klaus-Peter (1983): »Drastisch und von Dauer.« Die Do-it-yourself-Welle«. In: *Wirtschaft im Untergrund*, hg. v. Stephan Burgdorff, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 75-90.
- LOGEMANN, Jan (2012): *Trams or Tailfins. Public and Private Prosperity in Postwar West Germany and the United States*, Chicago, London: University of Chicago Press.
- MCGOWAN, John/DUBERN, Roger (1985): *Do it yourself für die ganze Familie. Instandhalten, Reparieren, Verschönern*, München: Mosaik.
- MÜLLER, Lothar (1982): »Der Bau- und Heimwerkermarkt zwischen Boom und Rezession.« Eine Studie der Baufact München. Ergebnisse aus Verbraucherbefragungen«. In: *b & h-markt* 2, 70-97.
- PARKER, Cliff (1984): *How to Avoid DIY? A Killer Disease is Sweeping the Country. Not AIDS, not PMT or EEC but DIY*, London: New English Library.
- RECKWITZ, Andreas (2015): »Auf dem Weg zu einer praxeologischen Analyse des Selbst«. In: *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung*, hg. v. Pascal Eitler/Elberfeld, Jens, Bielefeld: transcript, 31-45.
- REICHARDT, Sven (2007): »Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung«. In: *Sozial.Geschichte* 22, 43-65.
- ROHN, Siegfried (1982): »Tatort Weiden/Oberpfalz. Bald fünf Baumärkte für 45000 Einwohner.« In: *b & h-markt* 7, 22-23.
- SEDA, Fritz (1973): »Heimwerker sind Kunden von besonderer Art.« In: *HWM* 8, 34.

- SEIDEL, Helmut (1992): *Wertewandel bei Arbeitern in Arbeit und Freizeit. Eine sekundär-analytische Studie sozialwissenschaftlicher Literatur und Forschungsergebnisse*, Göttingen: Hartung-Gorre.
- SELBST IST DER MANN (1957a): »Herzlich Willkommen«. In: *Selbst ist der Mann* 1: 1, 3.
- SELBST IST DER MANN (1957b): »Die Heimwerkstatt – das Herz des Hauses«. In: *Selbst ist der Mann* 1: 1, 66-67.
- SELBST IST DER MANN (1975): »Zwei wichtige Grundsätze für die Sanierung von Altbauten: Substanz erhalten – Neues planen«. In: *Selbst ist der Mann* 29: 9, 14-17.
- SELBST IST DER MANN (1977): »Der halbe Frühjahrsputz ist Männerarbeit«. In: *Selbst ist der Mann* 21: 2, 12-16.
- DER SPIEGEL (1965): »Do it yourself – Die Axt im Koffer«. In: *Der Spiegel* 17/1965, 47-59.
- VOGES, Jonathan (2014): »Vom Handwerk zum Heimwerk? Zur Diffusion professionellen Wissens in den Haushalten im Zuge der Do-it-yourself-Bewegung in der Bundesrepublik Deutschland«. In: *Ferrum* 86, 89-95.
- VOGES, Jonathan (2017a): »Gut hat's Familie Selbermann, weil sie alles selber kann.« Die ›Do-it-yourself-Bewegung‹ in der Bundesrepublik Deutschland als soziales, kulturelles und ökonomisches Phänomen«. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* 51, 245-250.
- VOGES, Jonathan (2017b): »Die Axt im Haus. Heimwerken – die Verbürgerlichung des Selbermachens in den 1960er Jahren«. In: *Selber machen. Diskurse und Praktiken des ›Do it yourself‹*, hg. v. Nikola Langreiter/Klara Löffler, Bielefeld: transcript, 35-55.
- WAGNER-KYORA, Georg (2005): »Das Zweckmäßige ist fast immer auch schön.« Stadtplanung, Wohnkultur und Lebensstile in der Bundesrepublik der sechziger Jahre«. In: *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*, hg. v. Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Teppe, Paderborn u.a.: Schöningh, 615-645.
- WERESCH, Katharina (2005): *Wohnungsbau im Wandel der Wohnzivilisierung und Genderverhältnisse*, Hamburg, München: Dölling und Galitz.
- WERKMEISTER, Otto (1958): *Mach es selber. Reparaturen und Neues in Haus und Garten*, Ravensburg: Otto Maier.
- WERKMEISTER, Otto (1966): *Die Axt im Haus. Ein Handbuch für Geschickte und Ungeschickte*, München: Mensch und Arbeit.
- WERKMEISTER, Otto (1975): *Das Do it yourself-Wohnbuch. Ideen, Material, Werkzeug, Techniken*, München: Mensch und Arbeit.
- WILLIAM WILKENS WIRTSCHAFTSWERBUNG KG (1961): *Do it yourself – ein Markt mit Zukunft*, Hamburg: William Wilkens Wirtschaftswerbung KG.
- ZIMMERMANN, Clemens (2001): »Wohnungspolitik. Eigenheim für alle?« In: *Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland*, hg. v. Tilman Harlander, Stuttgart, München: DVA, 130-149.
- ZSCHOCKE, Jochen (1958): *Die distributionswirtschaftliche Bedeutung des amerikanischen ›Do-It-Yourself-Prinzips‹ und seine Anwendungsmöglichkeiten in der Bundesrepublik Deutschland*, Diss., Univ. Köln

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Aus: Werkmeister 1966.

Abb. 2: Aus: Selbst ist der Mann 19: 4.

Abb. 3: Aus: McGowan/DuBern 1985: 116.

Abb. 4: Aus: Selbst ist der Mann 10: 1.